

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 123 (1957)

Heft: 7

Artikel: Verteidigung am Tschutowa

Autor: Frank, Hermann

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-27188>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 31.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verteidigung am Tschutowa

Von Major a. D. Hermann Frank

Die 3. Kp. des Infanterieregiments 523 ist am Nachmittag des 29. September 1941 angriffsweise auf den beherrschenden Höhenzug diesseits (westlich) des Tschutowa-Baches vorgeprellt. Der Feind, in vorher ungeahnter Stärke, der die Höhe zunächst zäh verteidigt hatte, ist fluchtartig zurückgegangen. Durch das zusammengefaßte Feuer aller der Kompanie unterstellten schweren Infanteriewaffen (= 4 sch. Mg., 2 8-cm-Granatwerfer, 3 L. Pak 3,7 cm, 2 L. Inf. Geschütze) und der Artillerie-Beschuß durch zwei Batterien, zeitweise verdichtet durch den überraschenden Feuerschlag des schweren Infanterie-Geschützzuges haben die Sowjets in dem deckungslosen Gelände schwere blutige Verluste erlitten und sehr viel Material zurückgelassen. Diese Ausfälle erhöhten sich noch wesentlich, als sie jenseits des Baches versuchten, nach Süden (rechts) auszuweichen und dadurch der weiter rechts angreifenden 9. deutschen Infanterie-Division auf günstige Schußentfernung vor die Mündungen liefen.

Die rasch einsetzende Dunkelheit zwang Oberleutnant Frei, den Chef der verstärkten 3. Kp. von der Verfolgung des fliehenden Feindes abzusehen und sich zur Verteidigung einzurichten, zumal beide Flanken offen sind.

Nun liegt die Kompanie auf dem langgestreckten Höhenrücken, beiderseits angelehnt an je einen großen Gutshof. Diese Höfe sind vermutlich Kolchosen, also Staatsgüter. Nur ein Schützenzug der 1. Kp. unter Führung des Feldweibels Kuhn ist befehlsgemäß weiter vorgegangen und hat Stellungen als Gefechtsvorposten jenseits des Tschutowa bezogen. Da mit dem Bat. noch keine Verbindung besteht, hat sich Frei diesen Zug vorläufig unterstellt. Bei jedem feindlichen Angriff während der langen Nacht haben sich die Gefechtsvorposten nach Abschießen roter Signalpatronen kämpfend auf die Verteidigungslinie der Kompanie zurückzuziehen.

Alle schweren Infanteriewaffen sind für die Dunkelheit auf ihre Feuer Räume festgelegt und die Batterien auf die Sperrfeuerräume unauffällig, während des Vernichtungsfeuers auf den fliehenden Feind, eingeschossen worden.

Die Gruppe schwerer Maschinengewehre des Fähnrichs Welp, die der 1. Kp. unterstellt gewesen war, jedoch seit Angriffsbeginn keine Befehle mehr erhalten hatte, untersteht nun Frei und ist zum Schutz der linken Flanke der 3. Kp. auf der Höhe in Stellung. Eine Gruppe Grenadiere ist zur Nahverteidigung den sch. Mg. beigegeben.

Nun ist es vollkommen dunkel geworden. Ein eisiger Wind pfeift von Osten her und dringt den deutschen Soldaten, die noch keine Winter-

bekleidung erhalten haben, bis auf die Haut. Die Männer frieren bald bis ins Mark ihrer Knochen.

Der Kp.Chef geht von einer Stellung zur anderen. Mit jedem Mann wechselt er ein paar freundliche Worte und ermuntert die Verteidiger, durchzuhalten und Müdigkeit als auch Gleichgültigkeit zu bekämpfen.

Die Grenadiere brauchen Ruhe und Wärme. Frei läßt deshalb an jeder Waffe nur zwei Schützen. Sie reichen, da alle Verteidigungsvorbereitungen gründlich getroffen sind, Munition in den Stellungen bereitliegt, für das erste auch aus. Alle anderen Soldaten beziehen Unterkunft in den Gutshöfen und halten sich dort zum sofortigen Einsatz bereit. Die Mg-, Granatwerfer-, Pak- und Inf.Gesch.Bedienungen lösen sich untereinander an ihren Waffen zweistündlich ab. Ebenso halten es die Schützengruppen. Zwischen den einzelnen Besetzungen der Hauptkampflinie halten Spähtrupps die Verbindung, überbringen Befehle der Kompagnie und nehmen Meldungen entgegen. Diese Aufgabe übernehmen in erster Linie die Melder der Zug- und des Kompagnietrupps. Auf diese Weise werden die abgewirtschafteten Grenadiere, die allein die ganze Last des Krieges und besonders die Unbilden der Witterung zu ertragen haben, geschont und können – falls der Feind es zuläßt – die Hälfte der Nacht warm und trocken ruhen.

Meingast, der Kompagnietruppführer, ist persönlich zur Verbindungsaufnahme nach rechts gegangen. Ihm ist die Lage der Kompagnie bis in alle Einzelheiten bekannt. Er hat den erforderlichen Überblick und ist als Unteroffizier befähigt, den Offizier der Nachbareinheit entsprechend zu informieren.

Sein Stellvertreter, Uof. Domeier, richtet inzwischen den Kompagniegefechtsstand im Gutshof Lusow ein. Dazu wählt er einen Raum in dem großen, massiven Gebäude, der Überblick nach allen Seiten gewährt und einen Zugang auf der dem Feind abgewandten Seite hat, so daß gute Beobachtungsmöglichkeiten vorhanden sind und der Meldeverkehr vom Gegner nicht eingesehen werden kann.

In dem großen Raum sind die Fensterscheiben zertrümmert. Geschäftig eilen die Melder hin und her. Ihre Improvisationsfähigkeit ist groß. Bald sind die leeren Fensterhöhlen mit Brettern vernagelt, Löcher verstopft, Fernsprech- und Funkstelle eingerichtet. Schon strömt der riesige Ofen, der nahezu die Hälfte der Stube einnimmt, eine wohlige Wärme aus und wird von den reichlich vorgefundenen Lebensmitteln gekocht und gebraten, als ob ein Regiment verpflegt werden sollte.

«Man spürt förmlich, wie man auftaut», sagt ein Melder.

«Ja – stelle Dir vor, wir müßten im Freien sein», meint ein anderer und schüttelt sich.

«Ohne den schwungvollen Angriff hätten wir keinen warmen und nahrhaften Gefechtsstand», pflichtet ein dritter bei, «sondern würde hier der Iwan sitzen und die Spanferkel verzehren.» Dabei schielt er nach dem Ofenrohr, aus dem es herrlich duftet.

Dieser niederösterreichische Bauernsohn aus dem Waldviertel aber hatte damit etwas ausgesprochen, was für den ganzen Winterkrieg des Jahres 1941/42 in der Sowjetunion ausschlaggebend blieb. Die bald einsetzende, strenge Kälte, die mangelnde Bekleidung und Ausrüstung der deutschen Infanterie, bedingten allein den Kampf um Unterkünfte. Todesmutig wurde jedes «Dach über dem Kopf» dem Feinde abgerungen; verbissen gegen ihn verteidigt. Dagegen half auch der im Dezember bekanntgegebene «Führerbefehl»: die befohlenen Angriffsziele in dem an Ortschaften und Gebäuden armen Gebiet zu erreichen und unter allen Umständen zu halten, nichts. Gerungen wurde weiterhin um Unterkünfte.

Die Bewohner der beiden Gutshöfe sind nicht geflohen. Sie fühlen sich bei den deutschen Soldaten sicher und geborgen – weit mehr als bei ihren Landsleuten – und führen sie nun bereitwillig durch die Gebäude und zeigen ihnen Scheunen und Keller, Vorratslager und Viehbestände. Durch ihre tätige Mithilfe gelingt es, viele Rotarmisten, die sich in den tiefen, großen Kellergewölben verborgen halten, zu entwaffnen und gefangen zu nehmen.

In einer Scheune hat ein sowjetischer Armeearzt seinen Verbandsplatz eingerichtet und ist mit seinen vielen Verwundeten zurückgeblieben. Freundlich kommt der Doktor, der vier goldumrandete rote Dreiecke am Kragen trägt, Oblt. Frei entgegen. Nach der beinahe herzlichen Begrüßung fragt er, ob er mit seinen Verletzten bleiben kann. Als Frei ihm dies selbstverständlich gestattet, operiert er seine Patienten unverzüglich auf die primitivste Art und Weise weiter. Interessiert sieht der Chef der 3. Kp. des Inf.Reg. 523 dieser blutigen Arbeit eine Weile zu. Im stillen bewundert er dabei die Fähigkeit der Sowjetsoldaten, Schmerzen zu ertragen. Gerade jetzt entfernt der russische Arzt einem Infanteristen einen tief im Oberschenkel sitzenden, gezackten Granatsplitter in Daumengröße mit einem gewöhnlichen Messer. Der Arzt arbeitet wie ein Metzger und ohne Betäubungsmittel. Geduldig und in sein Schicksal ergeben liegt der Verletzte auf ein paar provisorisch zusammengelegten, blutverschmierten Brettern und sieht zu. Kein Muskel zuckt in seinem bleichen Kindergesicht.

Im krassen Gegensatz zu den einfachen Arbeitsgeräten des Truppenarztes stehen die in der Nähe des Verbandsplatzes aufbewahrten modernen Krankentransportmittel. Es sind Einmannschlitten auf breiten Skiern befestigt, oben abgedeckt mit imprägniertem Wetterschutzstoff und innen ausgelegt mit Pelzdecken. Auf mehreren zweirädrigen Einspannern verladen

befinden sich jeweils acht Tragbahren. Oblt. Frei zieht bei diesem Anblick Vergleiche mit der eigenen Ausstattung an Sanitätsgeräten. Tragbahren sind bei den Kompagnien seit den ersten Kriegswochen im Osten nicht mehr vorhanden. Längst sind die Krankenträger ausgefallen. Bei Verwundung bleibt zunächst nur die Hilfe der Kameraden. Die aber ist vollkommen sicher und wird bereitwillig gewährt. Dabei wirkt sich nun als Segen der einst so unbeliebte Unterricht in Erster Hilfe aus. Jeder deutsche Infanterist ist in den harten Kriegsmonaten in Rußland ein guter Sanitäter geworden.

★

Unteroffizier Meingast fand, ohne im Niemandsland trotz weitausgedehnter abgestorbener Maisfelder, die ganzen Regimentern Schutz gegen Sicht geböten hätten, auf Feind gestoßen zu sein, und ohne Anhalt dafür, wo sich die nördlichen Teile der 9. Infanteriedivision befinden könnten, die Hessen. Die Freude über die so rasch hergestellte Verbindung zwischen den deutschen Einheiten ist auf beiden Seiten groß. Ist doch damit ein wesentlicher Unsicherheitsfaktor beseitigt. In der unermesslichen Weite des russischen Landes, mit den tiefen Wäldern, unabgeernteten Getreidefeldern und zahlreichen Balkas (Bodenauswaschungen durch Regenwasser) gibt es nichts Schlimmeres als offene Flanken, besonders bei Dunkelheit und ungeklärter Feindlage.

Nach «festlicher Bewirtung» und einem kräftigen Schluck Beutewodka kehrt der Sudetenländer, begleitet vom Kommandeur des rechts an die 3. Kp. anschließenden Bataillons zu Oblt. Frei zurück.

Die beiden Offiziere besprechen alle Einzelheiten der Lage, ihres Einsatzes, tauschen Feindbeobachtungen aus und sichern sich gegenseitige Unterstützung zu.

Frei ist beruhigt. Nun hat er alles getan, was er als auf sich selbst gestellter Einheitsführer in dieser Situation tun konnte.

Wie aber würde der Feind sich verhalten? Da er infolge des Einbruches der Dunkelheit nicht mehr verfolgt werden konnte, wird er vermutlich sehr bald «zur Vernunft gekommen sein», seine Verbände aufgefangen, geordnet und abwehrbereit gemacht haben. Sicher rechnet er mit einem Vorstoß der deutschen Truppen bei Tagesanbruch. Daß er kampfkräftige Aufklärung während der langen Nacht vortreiben wird, ist anzunehmen. Auch ein Nachtangriff scheint nicht ausgeschlossen. Jede Möglichkeit ist bei der Beurteilung der Sowjets in Betracht zu ziehen. Mit Überraschungen ist bei ihnen immer zu rechnen. Eine solche ist auch diese Nacht, denn alles bleibt still. Kein Schuß fällt. Ruhig und friedlich liegt die winterliche Landschaft in Schneelicht und Sternenglanz diesseits des Tschutowa. Nur ganz weit

oben im Norden grummelt Artilleriefeuer. Es ist, wenn das Gehör in dieser klaren und reinen Luft nicht trügt, etwa vierzig Kilometer weit entfernt. Ein flackernder Lichtschimmer zeigt sich zuweilen dort drüben am Horizont, wo die 101. leichte Division im Kampf steht.

Seit Mitternacht besteht Drahtverbindung zum Bataillon. Sie ist überlagert durch Funk. Verlust- und Munitionsmeldungen werden durchgegeben. Besondere Beachtung finden bei den übergeordneten Dienststellen die Berichte über die große Kriegsbeute, die die Kompagnie bei ihrem zügigen Angriff gemacht hat. Der Regimentskommandeur läßt sich persönlich durch den Draht von Frei darüber informieren. Die Melder hören dem Gespräch interessiert zu.

«Unseren Erfolg verdankt das Regiment nur den beiden Gutshöfen, ohne deren ungeheure Anziehungskraft der Tag wahrscheinlich ganz anders verlaufen wäre», sagt Meingast mehr zu sich selber als zu den anderen.

Diese beiden Kolchosen üben auf den Bataillonsstab die gleiche Wirkung aus. Am nächsten Morgen richtet auch er sich dort ein, wo der Kompagnie-Gefechtsstand ist. Unbekümmert bewegen sich die Stabssoldaten zwischen den Wirtschaftsgebäuden. Sie schleppen Stroh und Heu quer über den Hof, schaffen Brennholz in ihre Unterkünfte und heizen die von ihnen belegten, zahlreichen Räume so stark, daß dicke, dunkle Rauchwolken aus den Kaminen fahren, die weithin sichtbar sind.

Frei ist über dieses leichtfertige Verhalten der «Stabsleute» verärgert. Mit kräftigen und unmißverständlichen Ausdrücken machen sich die Landser der Kompagnie Luft.

«Selbstmordkandidaten», schimpft einer.

«Ihr macht so lange, bis ihr nach Sanitätern brüllt», warnt ein anderer. Und schon kommen die ersten Granateinschläge. Die sowjetischen Artilleristen tasten vorerst nur das Gelände ab. In unregelmäßigen Abständen krepieren ihre großkalibrigen Geschosse nahe des Gebäudekomplexes. Die noch vorhandenen Fensterscheiben klirren. Dachziegel prasseln zu Boden, Blechdächer werden zerrissen und Verwundete schreien nach Sanitätern. Wie leergefegt ist plötzlich der Hof von Soldaten. Alle sind in voller Deckung und harren des nächsten Einschlages.

Wieder heult es heran, grauenvoll orgelnd, dann ein nervenzerfetzender Knall unmittelbar neben dem Kp.Gefechtsstand. Das Dach einer Veranda schmettert durchlöchert herab. Aus vielen Wunden blutend sinkt ein Grenadier zur Erde. Mit stieren Blicken hocken die Männer der Gruppe Kocar, die als Reserve herausgezogen und herangeholt worden war, im Raum daneben zusammengeduckt an den Wänden. Doch die nächste Granate gilt nicht ihnen. Sie zertrümmert die Vorderfront des Bataillonsstabs-Gebäudes.

Als sich der stinkende Pulverrauch verzogen hat, sitzt der Kommandeur mit dem Adjutanten plötzlich im Freien. Sein Zimmer ist eine Loggia geworden. Als Frei hin kommt, hockt der Major auf dem primitiven Bett inmitten von Schutt und Geröll über und über mit Mörtelstaub bedeckt. Wie durch ein Wunder waren er und der Adjutant unverletzt geblieben. Sie hatten unmittelbar vor dem Einschlag die an der Hauswand gegrabenen Deckungslöcher aufsuchen wollen, waren aber zu ihrem Glück nicht mehr dazu gekommen. Sie hätten darin ihr Grab gefunden. Deckungslöcher sollten daher immer soweit von Gebäuden entfernt angelegt werden, daß sie bei deren Beschuß weder unmittelbar noch durch Trümmer getroffen werden können. Nach Möglichkeit müssen sie oben abgedeckt werden. Die sowjetische Artillerie schießt unberechenbar. Ihre Einschläge erfolgen in ganz verschiedenen Zeitabständen und liegen weit auseinander. Es ist schwer, sich auch als alter Frontsoldat ihrer Wirkung zu entziehen.

Endlich tritt wieder Ruhe ein. Die gegnerische Artillerie schweigt. Aber ihr Schießen hat bewiesen, daß der Feind sich wieder gefaßt hat. Nun melden auch die Gefechtsvorposten sowjetische Aufklärungstätigkeit auf dem gesamten Höhenzug jenseits des Baches. Aus einem langgestreckt hingelagerten Dorfe in einer breiten Mulde, das auf der Karte nicht verzeichnet ist (sie stammt aus der Zeit des ersten Weltkrieges) stoßen feindliche Trupps vor und besetzen das Höhengelände mit schweren Waffen. Während der Nacht haben sowjetische Stoßtrupps mehrmals versucht, die Gefechtsvorposten geräuschlos auszuheben. Nur an der Wachsamkeit der Grenadiere waren diese Unternehmen gescheitert.

Um die Gefechtsvorposten, die sich selbst in der Weite des Raumes verloren vorkommen, einem überraschenden Zugriff der Sowjets, die Meister im Anschleichen sind, zu entziehen, wechseln sie jede Nacht ihre Stellungen.

In die Lücke zwischen der 3. Kp. und der 9. Inf.Div. ist das 3. Bataillon des Regiments eingeschoben worden. Allerdings verlaufen dessen Stellungen, durch das Gelände bedingt, weiter rückwärts. Die Hauptkampflinie springt daher am rechten Flügel der Kompagnie Frei nahezu rechtwinklig zurück nach Westen. Sie biegt erst nach etwa 1,5 Kilometer wieder nach Osten ab. Auf Befehl des Regiments sollte Frei sich auf gleicher Höhe mit dem 3. Bat. zur Verteidigung einrichten. Dagegen aber hatte der Oberleutnant Bedenken angemeldet. Die Zurücknahme seiner Kompagnie hätte die Abwehrmöglichkeiten wesentlich verschlechtert, da dichter Auwald vor den Stellungen Sicht und Schußfeld erheblich beeinträchtigt und dem Feind gedecktes Annähern auf nahe Entfernungen geboten haben würde. Zudem wäre der Tschutowa als natürliches Hindernis vor der HKL in Wegfall gekommen. Zwar ist der Bach nicht breit. Aber seine Ufer sind, wie die aller

Flüsse in der Sowjetunion, versumpft. Zudem ist der Wasserlauf, der sich in mehrere Arme teilt, am linken Kompagnieabschnitt gestaut und bildet dort einen kleinen See. Das Gelände ist dadurch bis zu einem gewissen Grade panzersicher und auch für Infanterie kaum gangbar, wenn es durch Feuer überwacht werden kann, aber auch nur dann, da der Auwald beobachtetes Feuer aus weiter hinten gelegenen Stellungen verhindert.

Da Frei alle erbeuteten Nachrichtenmittel eingesetzt hat und zu jedem Zug Fernsprechverbindung durch doppelt verlegte Leitungen besteht, erkannte der Oberst dessen Gründe an. Die Kompagnie bleibt in ihren alten Stellungen. Die Möglichkeit, telefonisch mit jedem Zugführer sprechen zu können, rechtfertigt zugleich das Verbleiben des Kompagniegefechtsstandes im Gutshof Lusow. Sie gestattet außerdem das Herausziehen einzelner Gruppen aus der HKL, um sie ruhen zu lassen, da sich der Hochwald vom Tschutowaufer bis an den Gutshof hinaufzieht und eine tiefe Mulde mit mäßig stark ansteigenden Hängen den Verkehr von dort zur HKL ungehen vom Feinde zuläßt.

In der Umgebung des Gutshofes sind große Felder. Sie reichen bis an den Wald. In einem noch immer anstehenden Sonnenblumenfeld zwischen Wald und Wirtschaftsgebäuden steht ein verlassener Unterkunftswagen für die Kolchosenarbeiter. Dieses Fahrzeug gleicht unseren Eisenbahnwagen dritter Klasse. Es ist ganz aus Holz und im Innern mit mannslangen Bänken ausgestattet, die den Arbeitern, die die resigen Felder zu bearbeiten und abzurnten hatten, zum Schlafen dienten, und dazu von den sogenannten Motoren- und Traktorenstationen an ihre Arbeitsplätze gefahren wurden, an denen sie solange verblieben, bis die Arbeit beendet war.

Ein kleiner Holzverschlag im hinteren Teil des Wagens diente dem die Arbeiter beaufsichtigenden Kommissar als Büroraum. Darin befinden sich noch die Personallisten mit den Eintragungen der geleisteten Arbeit. Das Dach des Wagens hat einen Aufsatz. Dessen senkrechter Teil besteht aus Glasfenstern. Durch sie mochte der Kommissar seine Kulaken bei deren Tätigkeit beaufsichtigt haben, ohne bei schlechter Witterung den Wagen zu verlassen.

In diesem Fahrzeug richtet die 3. Kp. ihre Beobachtungsstelle ein. Ein erhöhter Sitz darin gestattet einen weiten Einblick ins Feindgelände. Diese Beobachtungsstelle kann vom Gefechtsstand aus durch die dichtstehenden Sonnenblumen, deren windbewegten dünnen, braunen Stengel geheimnisvoll rascheln, gedeckt erreicht werden. Durch ein paar ausgebrochene Bretter an der Rückwand des Wagens wird ein Zugang geschaffen und eine Fernsprechleitung gelegt. Die wettergeschützten Beobachter übermitteln jedes Beobachtungsergebnis sofort dem Gefechtsstand, wo alle gemeldeten

Wahrnehmungen in eine Skizze eingetragen werden. Diese Tätigkeit geschieht ohne jede Feindeinwirkung, da dieses Fahrzeug zu den landesüblichen Bildern in diesem Gebiet gehört und keinerlei Bewegung in dessen Umgebung vom Gegner wahrgenommen werden kann. Es bleibt von jedem Beschuß verschont.

Diese Beobachtungsstelle ist andauernd besetzt. Frei selbst verbringt die meiste Zeit des Tages dort. So entgeht der Kompanie nicht die geringste Veränderung bei den Sowjets, die durch Spähtrupps niemals hätte festgestellt werden können.

Bald ergibt sich, daß das etwa in Luftlinie acht Kilometer entfernt jenseits des Tschutowa gelegene namenlose Dorf stark feindbesetzt ist und die Basis für die feindlichen Vorstöße bildet. Von dort aus besetzen die Sowjets ihre Stellungen am Vorderhang im Morgengrauen und räumen sie am Abend wieder.

So liegen nun Freund und Feind einander tagelang gegenüber. Die Gefechtstätigkeit ist auf beiden Seiten gering. Das Artillerie-Störungsfeuer beunruhigt die Deutschen kaum. Dagegen wirkt der Beschuß des Salvengeschützes, dem besonders das 3. Bat. rechts ausgesetzt ist, zermürend. Dabei ist dessen psychische Wirkung weit größer als die physische. Die in großer Anzahl in schneller Folge auf engstem Raum krepierenden 7,5-cm-Granaten streuen ihre Splitter spitzwinklig nach oben, so daß die Ausfälle relativ gering sind, während das Trommeln der Abschußknalle, das fremdartige, kaum zu beschreibende Fluggeräusch in der Luft und die vielen gleichzeitig detonierenden Granaten Furcht und Schrecken verbreiten. Dazu kommt die Neuartigkeit der Waffe, deren an sich geringe Wirkung noch nicht bekannt ist.

★

Es ist Sonntag. Herrlich scheint die Oktobersonne vom wolkenlosen, azurblauen Himmel. Ihre schrägeinfallenden Strahlen verbreiten eine milde Wärme. Wohlig reckeln sich die Grenadiere auf dem trockenen Laub im Uferwald des Tschutowa. Sie haben ihre naßkalten Deckungslöcher in diesen unerwartet schönen Mittagsstunden verlassen und aalen ihre abgemagerten Körper im Sonnenglanz. Viele suchen ihre weißgrauen Hemden nach Läusen ab. Diese Quälgeister bringt die gütige Sonne an den Tag. Leicht sind sie in ihren finstersten Schlupfwinkeln aufzustöbern. Die Jagdausbeute ist bald sehr hoch. Die Abschußzahlen steigen. Mit wahrer Wonne werden diese «T 34» zwischen den längst blutigen Daumennägeln laut hörbar zerknackt.

«Einundsiebzig sind vernichtet», sagt Kapusta und seine rauhe Stimme vibriert vor Freude bei diesen Worten.

«Siebenunachtzig habe ich allein im Hemdbund zerstört», frohlockt Langtaler und reibt sich die Hände. Die Pirsch wird nun wettkampfmäßig durchgeführt. Ein fürchterliches Läusemorden setzt ein und bringt Abwechslung und Erleichterung zugleich. Die Stimmung der Männer hebt sich bei jedem Erfolg. Als alles Lebende in der Unterbekleidung ausgelöscht ist, beginnt die Fahndung nach den silbrig leuchtenden Nissen und das keimende Leben darin, ehe es sich zur quälenden Wirkung in Rekordzeit entwickeln kann.

«Wieso wohl der liebe Gott dieses eklige Ungeziefer geschaffen hat?» beginnt einer zu philosophieren. Da niemand eine Antwort weiß, beschließt die Gruppe Brenner, den Divisionspfarrer bei seinem nächsten Besuch diese Frage zu unterbreiten.

In dieser allgemeinen Fröhlichkeit wird der Krieg mit allen seinen Bitternissen und auch der böse Feind nahezu vergessen. Es ist erstaunlich und bleibt unverständlich, wie schnell und gründlich Sorglosigkeit, ja Leichtsinns bei Frontsoldaten um sich greifen, wenn einige Zeit lang die Feindeinwirkung ausbleibt. An diesem herrlichen Spätherbstsonntag hat die Witterung entscheidend zur seelischen Verfassung der Soldaten beigetragen. Da der Soldat im Krieg mit dem «Tod auf Du» steht und mit ihm immer rechnet, kostet er die wenigen Lichtblicke, die ihm geschenkt werden, bis zur Neige aus.

Die Sonne lockt auch den Chef der Dritten hinaus ins Freie. Er schiebt Listen und Meldekarten in die Tasche und verläßt mit Feldweibel Adam, dessen Zug im Gutshof in Reserve liegt, und seinem Melder Scharinger den Gefechtsstand. Ihre «Wetterfühlbarkeit» versetzt sie in frohe Stimmung. Wie Spaziergänger im Frieden gehen sie durch den Wald hinunter zum Bach und zur HKL. Tief atmen sie die reine Luft in ihre Lungen und springen wie Buben über Stock und Stein und modrige Baumstämme. Eine unbestimmbare Sehnsucht befällt sie. Weit wünschen sie sich weg von hier, aus dem fremden Lande, in das sie dieser unsinnige Krieg ohne ihr Zutun geführt hat. Nach den heimatlichen Dörfern zieht es sie in Deutschland und Österreich hin zu denen, zu denen sie gehören, die ihnen vertraut sind in ihrem Wesen und ihrer Art. Irgendwo im tiefen Walde klopft ein Specht an einen Baum. Gewandt überspringen sie ein murmelndes Bächlein, dessen kristallklares Wasser im tiefen Bett dem Tschutowa zufließt. Nun wird auch ihnen diese Landschaft vertraut und sie haben das Gefühl, in den heimischen Wäldern zu sein.

Plötzlich dringt ein dumpfer Abschußknall zu ihnen. Wie angewurzelt stehen die drei und lauschen. Jaulend kommt eine Granate heran.

«Volle Deckung», brüllt Frei und wirft sich zu Boden.

Mit überlautem Krachen krepirt das Geschoß ganz in ihrer Nähe, dicht über ihnen in den Bäumen. Etwa acht mehr als zwanzig Zentimeter dicke Stämme sind in etwa drei Meter Bodenhöhe fast glatt abgeschlagen. Als der Oberleutnant sich erhebt, stehen auch die anderen auf. Einen Moment starren sie wie benommen auf die geschändeten Bäume. Was für ein teuflisches Geschoß ist das nur? Aber sie sind heil geblieben, ihre Glieder gehorchen noch. So eilen sie schnell davon, hinunter zum Bach, zu den Kameraden und deren schützenden Erdlöchern. Noch achtmal schießt dieses großkalibrige Geschütz. Es ist, als ob es sie mit seinen Granaten verfolgt. Jedesmal ist seine Wirkung in den Bäumen dieselbe. Die Geschosse zerbersten in mehr als handlange gezackte Teile. Sie scheinen empfindliche Zünder zu haben.

★

Der Artilleribeschuß hat die Landser am Tschutowa wieder an den Krieg erinnert. Schon beim ersten Schuß haben sie ihre Entlausungsaktion eingestellt, die Bekleidungsstücke wieder ihrem eigentlichen Verwendungszweck zugeführt und sich in ihre Deckungslöcher gleiten lassen. Alle ihre Sinne sind gespannt. Die Waffen liegen schußbereit auf den Lochrändern. Mit den Ferngläsern vor den Augen beobachten die Gruppenführer zum Feind. Noch ist nichts von ihm zu sehen.

Frei hat mit seinen Begleitern den Bachgrund erreicht. Im Auwald gehen sie entlang der eigenen Verteidigungsstellung. Dabei halten sie sich soweit vom Waldrande entfernt, daß sie gerade noch hinaussehen können ins freie Gelände. «Soweit man aus dem Walde hinaussieht, sieht man auch in ihn von außen hinein», lautet ein alter Ausbildungsgrundsatz. Daran halten sie sich.

An einer Waldlücke, die zugleich die beiden Schützenzüge trennt, und die vom Feinde eingesehen werden kann, halten sie. Dort liegt die Gruppe Brenner. Ihre Stellung ist, wie die der anderen Gruppen auch, so angelegt, daß sie mit ihrem Feuer flankierend vor den Verteidigungsabschnitt der Gruppen rechts und links von ihr wirken kann. Auf diese Weise ist es möglich, den gesamten Bachgrund lückenlos mit den Waffen zu beherrschen und jeden Feindangriff abzuwehren.

Frei lehnt mit der Brust an einem dunklen Baumstamm und beobachtet. Unvermittelt stößt er Adam mit dem Ellenbogen an und zeigt auf einen Stoppelacker halbrechts auf der Höhe, wo ein paar Dächer der namenlosen Ortschaft gerade noch zu sehen sind. Dort wimmelt es von vorgehender feindlicher Infanterie. Deutlich sind durch die guten Zeißgläser die unzähligen, erdbraunen Gestalten zu erkennen, die aus der Häusergruppe herausquellen und schwerfällig, wie behindert durch die langen Mäntel, vorwärts

auf die deutschen Linien zustapfen. Sie kommen nur langsam vom Platz. Vielleicht scheint es auch nur so infolge der großen Entfernung. Sie mag fünf oder auch sechs Kilometer betragen. In der flimmernden Luft ist sie schwer zu schätzen. Zudem kommen die Sowjets nicht auf den Abschnitt der 3. Kp. zu, sondern scheinen Angriffsrichtung auf das 3. Bat. oder sogar die 9. Inf.Div. zu haben. Ein sowjetischer Großangriff mit massierten Kräften ist im Gange, in den man von der Seite hineinsieht, ohne jedoch Abwehrwaffen zum Einsatz bringen zu können, da sich die Angreifer außerhalb des Wirkungsbereiches der schweren Infanteriewaffen, der bis 2,5 und 3,5 km liegt, befindet. Resigniert stellt Frei diese Tatsache fest. Wiedermal, wie schon so oft in diesem Kriege, muß die deutsche Infanterie tatenlos zusehen.

Aber auch die eigene Artillerie schweigt noch, während der Feind wie bei einer Friedensübung auf dem Truppenübungsplatz seinen Angriff vorträgt. Sollte der Angriff von den Stellungen des 3. Bat. noch gar nicht erkannt worden sein? Oder will man ihn näher herankommen lassen, um ihn dann um so sicherer zu vernichten? Das ist denkbar. Frei aber hält es auf Grund seiner Erfahrungen für falsch; denn mehr als schießen kann man nicht. Je später damit begonnen wird, um so früher kommt der Zeitpunkt des Einbruchs der Feindmassen in die eigenen Linien, weil die eigenen Waffen der meist nur dünn besetzten HKL nicht mehr ausreichen, den Gegner vorher niederzuringen. Man sollte daher das Feuer so früh als möglich eröffnen, dem Feind Verluste zufügen und ihn so schwächen, daß sein Angriff vor der HKL zusammenbricht.

Frei ruft seinen Gefechtsstand an und fordert beim VB der Artillerie Feuer an. Bald darauf kommt die Meldung «abgefeuert». Gleich darauf ein leiser Mündungsknall und das Heulen der Granate. Gespannt suchen die Grenadiere mit dem Kp.Chef den Einschlag. Da – eine weißgraue Rauchwolke inmitten der Sowjets. Die fallen zu Boden und bleiben liegen. Nun erst ist der Detonationsknall zu hören.

«Schuß liegt gut», sagt Frei in die Leitung.

«Ganze Batterie, dieselbe Entfernung», hört der Oberleutnant die schwache Stimme am anderen Ende des Drahtes.

«Abgefeuert», krächzt es nun.

Vier Granaten rauschen hinüber. Die Geschütze schießen haargenau. Die Schießgrundlagen bedürfen keiner Korrektur.

Beim Gegner rührt sich nichts. Fest an den Boden gepreßt liegen die Rotarmisten.

«Feuerpause», gibt der VB zurück zu den Kanonieren. Minutenlang geschieht nichts. Da erheben sich die Sowjets und gehen langsam wieder vor.

«Hundert abrechen – eine Gruppe!» klackt es im Apparat. Schon beim Fluggeräusch wirft sich der Feind zu Boden.

Wieder liegen die Einschläge in den Menschenmassen auf der Höhe. So geht es weiter. Eine lange Zeit. Der Menschenhaufen drüben wird immer stärker gelichtet. Aber er kommt immer näher heran. Neue Infanteristen quellen von rückwärts aus dem Dorfe nach.

Infanteriegeschütze beteiligen sich nun am Abwehrfeuer. Bald schießen auch die mittleren Granatwerfer und schweren Maschinengewehre auf den Feind. Ihr Feuer reißt sichtbare Lücken in den Angreifer. Nun ist endlich auch dessen Angriffsziel klar zu erkennen. Es ist das 3. Bat., dessen HKL etwa anderthalb Kilometer rechts rückwärts der 3. Kp. verläuft. Um diese Kompagnie im Bachgrund aber scheint sich der Feind nicht zu kümmern. Er hält seine Angriffsrichtung strikt ein. So bietet er, je näher er herankommt, den Waffen am Tschutowa seine Flanke dar, von deren Sicherung seinerseits nichts zu erkennen ist.

Fiebernd liegen die «Schützen eins» hinter ihren Maschinengewehren. Alle Vorbereitungen zur schnellen Feuereröffnung sind getroffen. Auf 800 m sind die Visiere gestellt. Als sich die erdbraunen Massen endlich soweit genähert haben, bricht der Geschößhagel los. Im ganzen Tale hallt es wider wie von hohem Summen. Ein eigenartiges Schmettern klingt durch die vibrierende Luft. Lange Feuerstöße jagen auf die Höhe und reißen breite Gassen in den dichten Infanteriehaufen. Aber noch immer kommen Sowjetsoldaten aus der Ortschaft nach und schließen die Breschen wieder, die das flankierend abgegebene Feuer der Mg. 34 verursacht hat. Wo zehn Sowjets vernichtet sind, erscheinen fünfzig andere an deren Stelle. Unerschöpflich müssen die russischen Reserven sein, die alle einfach in den Tod geschickt werden und mit ziemlicher Sicherheit ihr Ende finden müssen. Zu beachten ist dabei der Fatalismus der Rotarmisten, die über die Toten hinweg in die deutschen Geschößgarben hineinlaufen und ausfallen.

Es bleibt jedoch den Männern der 3. Kp. keine Zeit, über die Mentalität der Sowjets nachzudenken, denn plötzlich ist der Feind auch vor dem rechten Kompagnieabschnitt. War es Zufall oder das feine Gefühl der Russen für schwache Stellen, wie es Nähte und Trennungslinien sind, das sie so oft schon bewiesen haben? Jedenfalls war es ihnen gelungen, an der Stelle in den Bachgrund vorzudringen, wo die HKL der Kompagnie endet und sich erst auf der Höhe dahinter die Stellungen des rechts anschließenden Bataillons befinden. Mehrere Regenrinnen, die in der feindlichen Angriffsrichtung zum Bach herunterführten, hatten die gedeckte Annäherung ermöglicht. Niemand konnte sie daran hindern. Diese Balkas sind Auswaschungen im Boden, die nach jedem stärkeren Regen ihre Form verändern. Oft sind sie sehr

schmal und tief. Meist lang und gewunden, mit steil abfallenden Rändern, die mit dem Ansteigen des Geländes sich verengen. Auf den Karten sind sie nicht verzeichnet. Sind sie aber ausnahmsweise angegeben, stimmt weder Verlauf noch Form. Die Sowjets verstanden meisterhaft, sie auszunützen.

Die Gefahr, die mit dem plötzlichen Erscheinen feindlicher Infanterie gerade an der Stelle entstanden ist, ist sehr groß. Gelingt es ihnen, in den Auwald an diesen feuerarmen Platz einzudringen und sich darin festzusetzen, wird es sehr schwer sein, sie wieder hinauszuerwerfen. Wahrscheinlich aber würden sie versuchen, die HKL vom rechten Flügel der Kompagnie her aufzurollen.

Frei steht mit Adam immer noch an der Waldlücke und beobachtet gespannt den Angriff der Sowjets über die Höhe, der wie ein Propagandafilm seitlich von ihnen abrollt.

Wie ein Wiesel huscht ein Melder heran. Vor Frei wirft er sich nieder. Die Pausbacken des Jungen, der erst mit dem letzten Ersatz zur Kompagnie gekommen ist, glühen.

«Herr Oberleutnant, die Russen sind im Bachgrund schon ganz nahe.»

«Warum schießt ihr nicht auf sie?»

«Der Gruppenführer hat mich zu Ihnen geschickt. Unser Mg. hat Hemmung.» Pfeilschnell rast Adam über die Lichtung zum rechten Zug. Dem Schützen Paul reißt er mit Schwung das Mg. im Vorbeispringen von der Stellung. Dem verdutzten Mann befiehlt er, ihm zu folgen. Beide jagen durch das dichte Unterholz im Uferwald nach rechts. Sie keuchen. Salziger Schweiß rinnt über ihre Gesichter. Aber sie hasten weiter, gefolgt von den Munitionsschützen mit den schweren Patronenkästen. Auch sie wissen, daß es auf jede Sekunde ankommt.

Endlich lichtet sich der Wald vor ihnen. Nun haben sie dessen Rand erreicht. Es ist kein Augenblick zu früh. Im flachen Wiesengelände vor ihnen, kaum mehr fünfzig Meter weit entfernt, zoggeln die Sowjets heran. Sie gehen in aufgelöster Ordnung. Es mag eine Kompagnie sein. Schußbereit tragen sie ihre Gewehre auf der rechten Patronentasche. Deutlich sind ihre grobknochigen Gesichter unter den formlosen Stahlhelmen zu erkennen. Die Bewegungen des Feindes sind zögernd. Noch wissen sie nicht, was sich im Walddunkel verbirgt. Vielleicht fühlen sie es. Und die Sumpfstellen, auf denen das Riedgras giftgrün leuchtet, scheinen ihnen gefährlich und zwingen sie zur Vorsicht. Schweratmend werfen sich die vier Soldaten zu Boden. Ein dichter Busch am Waldrand gibt ihnen dürftige Deckung gegen Sicht. Mit bebenden Fingern zieht der Feldweibel den metallenen Patronengurt in den Zuführer des Maschinengewehrs. Paul kniet nieder. Seine rechte Schulter bietet die Auflage für die Waffe. Auch die beiden Munitionsschützen

bringen ihre Gewehre in Anschlag. Nun sind die Sowjets auf dreißig Meter heran. Schon ist das Weiße in ihren Augen zu erkennen. Da reißt Adam hörbar das Schloß zurück. Automatisch schnellt es wieder nach vorn. Dabei gleitet eine Patrone ins Lager im Lauf.

Nur jetzt keine Hemmung, denkt Adam und richtet die Mündung grob auf den noch immer ahnungslosen Feind.

Sein Zeigefinger am Abzug zuckt zurück. Wie wütend hämmert die Waffe los. Langsam bewegt sich dabei die Mündung ein wenig nach rechts und nach links, solange, bis der Gurt leergeschossen ist.

Wie Halme unter der Sense fallen die Rotarmisten zu Boden. Sie liegen im Sumpfg dichter vor dem Waldrand. Ihre Todesschreie hallen wider im Tale.

Ein zweiter Gurt, zugereicht vom Munitionsschützen, gleitet in den Zuführer. Dann ein metallisches Knacken und wieder prasseln 250 Geschosse im großen Schwenkbereich des Mg., den die Kameradenschulter zuläßt, auf die nahen Ziele nieder. Mörderisches Gebrüll und klägliches Wimmern lösen sie bei den vielen Getroffenen aus, im malerischen Tschutowatal. Glühend heiß schon ist der Lauf des Mg., als der dritte Gurt eingeführt wird. Pauls rechtes Ohr dröhnt. Seine Schulter schmerzt. Aber darauf achtet er nicht. Seine weitgeöffneten Augen starren auf die Toten dicht vor ihm.

Als auch dieser Gurt leergeschossen ist, setzt Adam die Waffe ab. Sie hat den Feind vernichtet, ehe er den Waldrand erreichen konnte. Die Gefahr für die 3. Kp., von der rechten Seite her aufgerollt zu werden, ist beseitigt.

Frei hat inzwischen den Reservezug alarmiert. Bis dieser zur Stelle sein kann, vergeht einige Zeit. Daher zieht er die Gruppen des linken Zuges näher an den bedrohten Abschnitt heran. So hat er sofort Kräfte zur Verfügung, deren Stelle der Reservezug übernehmen soll. Die Männer sammeln sich in seiner Nähe. Der Gefechtslärm von rechts dringt gefährlich zu ihnen herüber. Noch weiß niemand, wie die Lage im rechten Kompanieabschnitt sich entwickelt hat.

Auf die Waldlücke, die, um dorthin zu kommen, überwunden werden muß, schießt zeitweise ein feindliches Maschinengewehr. Sie kann nur in dessen Feuerpausen überschritten werden. Aber das ist ein Wettlauf mit dem Tode. Schnelligkeit und Glück sind dazu erforderlich.

Frei läßt die Männer ablaufen. Er selbst bestimmt dazu Zeitpunkt und Anzahl. In unregelmäßigen Zeitabständen springen die Grenadiere von Waldrand zu Waldrand. Ohne Verluste kommt der ganze Zug auf die andere Seite.

Bald ist der Abschnitt besetzt. Noch zweimal versuchen die Sowjets in Zugstärke die Stellungen anzugreifen. Durch geschickte Geländeausnutzung

gelingt es ihnen, bis dicht an die HKL heranzukommen. Sie alle werden im Abwehrfeuer auf nächste Entfernung vernichtet. Trotz wechselnder Lage und unvorhergesehener Situationen hat die Kompagnie einen vollen Abwehrerfolg errungen.

Drei volle Wochen lang blieb das Regiment 523 in seinen Stellungen am Tschutowa. Dann wurde es nach dem Süden gezogen, um Tschugujew, etwa 35 Kilometer südostwärts Charkow, zu nehmen und den Donez zu erreichen.

Die Feldzüge Wallensteins 1625—1635

Von Konrad Leppa

(Schluß)

Zu Beginn des Jahres 1627 hielten die Dänen Oberschlesien vom Jablunkau-Paß in den Karpathen über Teschen, Hultschin, Troppau, Freudenthal, Jägerndorf bis Kosel und gegen Gleiwitz, wobei sie auch nach Nordmähren ausgriffen. Ihnen gegenüber lagen die Kaiserlichen von der Oder bei Krossen bis nach Olmütz und Wallachisch-Meseritsch in Mähren, mit vorgeschobenen Standorten jenseits der Oder, so daß sie den Gegner gänzlich umklammert hielten. Nur der Weg nach Polen und einstweilen noch nach Oberungarn stand ihm offen.

Als Wallenstein am 10. Juni auf dem Kriegsschauplatz zu Neiße erschien – den Winter hatte er in Gitschin verbracht – und die Winterlager aufhob, hatte er vor, vorerst die Dänen in Oberschlesien auszuräumen, ehe er sich nach Mitteldeutschland wandte, um den dort im Vorjahre unterbrochenen Feldzug gegen den Hauptgegner, König Christian, zu Ende zu führen. Er mußte sich daher mit einem langwierigen Kampf um Festungen abfinden, der ihm aber gar nicht lag, hier nicht und auch sonst nicht. Doch er fand einen Ausweg. Er ließ sich nicht auf die umständlichen planmäßigen Belagerungen seiner Zeit ein, sondern schritt zu einem abgekürzten Angriffsverfahren, das etwas von dem des deutschen Heeres an sich hatte, mit dem es 1914 die belgischen und französischen und 1915 die russischen Festungen brach. Am 19. Juni verließ der Herzog von Friedland Neiße. Bereits am 23. öffnete Leobschütz die Tore, am 2. Juli Jägerndorf. Am 6. Juli stand der Herzog vor Kosel, wohin er bereits vier Tage zuvor eine Vorausabteilung unter Oberst von Wittenhorst geworfen hatte, um dem Gegner zu folgen, falls er von dort abzog, mit dem Ziele, das Heer König Christians zu erreichen. Wallenstein war darüber unterrichtet, daß die Dänen ihre Reiterei und das von den Festungsbesatzungen übrige Fußvolk bei Kosel versammelt hatten. Er wußte auch, daß sie sich mit der erwähnten Absicht trugen. An-